E 219 49 F

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main.
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

31. Jahrgang | November / Dezember 1984 | Nummer 6

Das Leiden als Teil der Freude

Gedanken über Weihnachten und den Stephanstag im Hanauerland

Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Joh. 1,11

Einer meiner Nachbarkollegen, der vor kurzem in den Ruhestand ging, hat in den 60er Jahren einen leidenschaftlichen Kampf gegen die Sitte des Christbaumaufstellens zu Weihnachten geführt, er selbst ging mit dem Beispiel voran, in seinem Haus einen solchen Christbaum nicht mehr aufzustellen, auch gegen die Aufstellung eines solchen Baums in dem Altarraum der Kirche sprach er sich aus. In der Predigt polemisierte er gegen diese Sitte — nach seiner Meinung: eine Unsitte —, von der er meinte, daß sie den tieferen Sinn der Mitte von Weihnachten, der Geburt des Heilands, verdecken würde. Ein Christ solle an Weihnachten sich ganz der Botschaft von der Erlösung durch die Geburt Christi öffnen können, darum habe alles, was das hindern könnte, zu verschwinden. Daß die besagte Gemeinde wild gegen solches Ansinnen protestierte und ein Sturm der Entrüstung in den Reihen der Gemeindeglieder sich erhob — was dort vorher und nachher so nie der Fall war — und alle einhellig für den Christbaum zu Weihnachten eintraten, braucht nicht besonders betont zu werden.

Mich hat das damals nachdenklich gestimmt, zumal ich diesen Nachbarkollegen menschlich sehr hoch einschätzte, es war auch nicht die Haltung des Eiferers, die ihn trieb, er wollte mit seiner Forderung schlicht ein Zeichen setzen. Daß er nicht durchgehalten hat und im Jahr drauf nicht mehr auf seiner Forderung bestand, soll der Vollständigkeit halber auch erwähnt werden.

Es ist schön, Weihnachten im Lichterglanz zu begehen und eine gewisse „selige" Stimmung zu erzeugen — alle Welt macht es ja so —, aber dringt man damit in das Geheimnis von Weihnachten ein oder bleibt man im Gegenteil nicht an der Oberfläche der Verheißung stehen, daß „das Wort Fleisch geworden ist", wie es ja im Prolog des Johannesevangeliums heißt? Aus der Art, wie man in meiner Jugend Weihnachten im Hanauerland feierte, darf ich auch einige Erkenntnisse ziehen. Da war wohl auch ein Christbaum im Altarraum unserer Dorfkirche aufgestellt, da brannten auch Kerzen, da gab es auch einige praktische Geschenke auf dem Gabentisch, aber doch war alles an diesem Weihnachtsabend sehr verhalten in der Festfeier der Kirche und des Geburtshauses, um ja der Botschaft der Geburt Christi den ihr gebührenden Nachdruck zu geben und diese als das Ereignis aller Ereignisse herauszustellen. Das ist immer noch als Nachhall in mir seit jenen Tagen vorhanden. Vieles in der Sitte des Weihnachtenfeiern kommt mir gerade heute als überladen vor — ohne daß ich nun die Konsequenzen meines Nachbarkollegen ziehen könnte. Aber es ist gut, wenn man auf den Kern der Weihnachtsbotschaft hört. Was dieser Vers aus dem Prolog des Johannesevangeliums ja auch als Wahrheit ausdrückt, er weist in die gleiche Richtung. Etwas weniger zu Weihnachten täte uns gut — ich sage das nicht als ein Moralist oder Bußprediger, ich sage es als einer, der hinweisen möchte auf das, was das Evangelium sagt und was es will. Wir wollen ja nicht für

einige Zeit in einer Scheinwelt leben, sondern die volle Wahrheit des Evangeliums annehmen und leben.

Und hier kommt mir auch wieder eine Sitte aus dem Hanauerland in den Sinn — ob sie auch sonst so im übrigen Elsaß bestand, weiß ich nicht —: das Begehen des Stephanstags, des 2. Christtages, als eines besonderen Anlasses. Dieser Stephanstag — man nannte ihn damals noch so, diese Bezeichnung wird vielleicht jetzt auch im Hanauerland verlorengegangen sein — setzte einen besonderen Akzent im bäuerlichen Leben: die Knechte, deren es in den zwanziger Jahren noch viele gab, und die Mägde, deren Zahl damals schon sehr gering geworden war in den Dörfern, hatten ihren Feiertag, der bis zum Neujahrstag anhielt. Mit dem Stephanstag begann für die Bediensteten in den Bauernhäusern ein neues Dienstjahr. Man wechselte oder nahm einen neuen Dienstvertrag per Handschlag an — ich sehe sie noch vor mir, diese Knechte in großer Zahl, wie sie meist zusammen diesen Festtag und die freien Tage danach begingen.

Ich habe über diese Sitte nachgedacht, weil ich sie nachher nirgends mehr gefunden und auch in dieser Art nie etwas darüber gehört habe. War es eine Einzelsitte bei uns im heimatlichen Hanauerland? Mit dem Märtyrer Stephanus hing sie kaum zusammen. Daß aber dieser Märtyrer Stephanus mit dem, was er durchmachte, an diesem zweiten Christtag in den Mittelpunkt gestellt wurde, hatte doch wohl seine tiefere Bedeutung und sagte uns als christliche Gemeinde etwas. Es ist das auch damals noch in der Feier und der Verkündigung des Tages zum Ausdruck gekommen und ist heute auch ganz in Vergessenheit geraten. Ist das gut so? Hat die alte Kirche hier nicht bewußt weise gehandelt, wenn sie vom Schicksal des Stephanus den Gemeinden erzählte und wenn sie bewußt sein Gedenken auf den zweiten Christtag legte, um damit gerade zu Weihnachten etwas von der harten Wirklichkeit des Christus in der Welt anzudeuten. Über und mit Christus, den im Stall von Bethlehem Geborenen, ist der Glanz und das Licht der Engel, der himmlischen Heerscharen. Aber dieser Christus, der im Stall in der Armut geboren wurde, geht hinein in das Leid dieser Welt, er tut es für uns. Auf dieses andere Gesicht von Weihnachten wollte ich hinweisen, wir brauchen im Leben dieses andere. Und auf diesen Kern weist der Vers aus dem Prolog des Johannesevangeliums ja gerade hin. So wird dann die Botschaft von Weihnachten: „Siehe, Euch ist der Heiland geboren" noch heller in der Dunkelheit leuchten. me

Dieser Ausgabe liegen bei:
Zahlkarte — Beiheft —

Die Geschäftsstelle bittet, den Mitgliedsbeitrag für 1984 in Höhe von DM 24,— und etwaige Beitragsrückstände bald zu überweisen (Konten stehen im Impressum auf Seite 2). Spenden von Mitgliedern und Nichtmitgliedern sind immer willkommen; Spendenbescheinigung auf Wunsch.

Wo bleibt die Bundesrepublik?

In der Österreichischen Zeitschrift „Der Völkerfreund" lesen wir unter der Überschrift:
„173 elsässische Kinder in Österreich, eine Aktion feiert Geburtstag":

„Als wir zu Ostern 1979 in Straßburg unseren Freunden vom René Schickele-Kreis das Angebot machten, im Sommer 11 elsässische Kinder nach Österreich einzuladen, wobei wir auch für fünf die Reisekosten übernehmen wollten, dachten wir nicht im entferntesten daran, daß sich daraus eine stehende Einrichtung entwickeln würde, noch dazu in dieser Größenordnung.

Schon im folgenden Jahr gelang uns eine Steigerung auf 57 Kinder, also eine Verfünffachung. Das Ziel der dritten Aktion, hundert junge Elsässer nach Österreich zu holen, konnte nicht nur erreicht, sondern sogar beachtlich übertroffen werden. Es waren 123.

Das Ergebnis des Vorjahres schien den Höhepunkt der zahlenmäßigen Entwicklung darzustellen. Wir waren organisatorisch an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit angelangt. 170 Kinder waren gekommen, verteilt auf das ganze Bundesgebiet. Und heuer kamen 173!

Eine stolze Bilanz.

Ein Erfolg, der nur durch die Mithilfe vieler möglich werden konnte. In erster Linie seien hier — natürlich — die Gasteltern genannt, die ein für sie fremdes Kind drei Wochen beherbergt hatten, wobei es dabei nicht nur um die finanzielle Belastung geht, sondern um die ganze Einstellung zu dem Gast, um die damit verbundene Umstellung und den zeitlichen Aufwand. Die Gastfamilien hätten aber zum größten Teil nichts von der Existenz unserer Gesellschaft erfahren, wenn uns nicht einige Zeitungen, allen voran die „Kronen Zeitung", ihre Spalten geöffnet hätten. Erfreulich auch, daß sich das Fernsehen erstmals mit unserer Aktion beschäftigt hat.

Und da sind — nicht zuletzt — die vielen Mitglieder und Förderer unserer Gesellschaft, die mit ihrer finanziellen Spende unsere Tätigkeit erst ermöglichten.

Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank. Der Vollständigkeit halber möchte ich darauf hinweisen, daß alle unsere Mitarbeiter nicht nur ehrenamtlich tätig sind, sondern auch in finanzieller Hinsicht große Opfer bringen.

Im Elsaß scheint sich allmählich eine Wende anzubahnen, die Elsässer beginnen, sich immer mehr ihrer Eigenart zu besinnen. Ob es ihnen gelingen wird, ihr deutsches Volkstum zu erhalten, läßt sich nicht vorhersagen. Die Chancen dafür sind aber heute wesentlich größer als noch vor einigen Jahren. Unsere Aktion „Elsässische Kinder nach Österreich" ist dazu ein wertvoller Beitrag. Dr. Herbert Fritz"

Wir erinnern uns, wie auf unserem letzten Jahrestreffen unser inzwischen leider verstorbener Freund Ott-Heinrich Blaum dafür warb, daß auch in der Bundesrepublik diese Aktion aufgenommen werde. Es war ihm ein heiliges Anliegen, dafür zu sorgen, daß auf diesem Wege geholfen werde, den elsässischen Kindern die Sprache ihrer Ahnen zu erhalten. Wer springt in die Lücke und setzt sein Bemühen fort? Soll die reiche deutsche Bundesrepublik sich von dem weniger begüterten deutschen Österreich beschämen lassen? Ist die Umerziehung bei uns viel weiter vorgedrungen als dort, so daß niemand mehr den Mut hat zu sagen, das, was im Elsaß und in Lothringen geschieht, verstoße gegen das Völkerrecht, und dem müsse entgegengetreten werden? Ist für den Bundesbürger das Elsaß tatsächlich nur noch das Land des Rieslings, des „Bäckeofe", der Schnecken und bombastischer Sauerkrautplatten? In einer Zeit, da der französische Präsident Mitterrand und der deutsche Bundeskanzler Kohl sich auf dem Schlachtfeld von Verdun Hand in Hand fotografieren lassen, ist eine solche Zurückhaltung sinnlos geworden. Und wo bleiben in diesem Zusammenhang unsere Kirchengemeinden, können die keine solchen Formen der Zusammenarbeit übernehmen, keine Patenschaften vereinbaren? Sie müssen nicht nur geben, sondern können dabei auch viel empfangen!

Arme Sprache, armes Deutschland!

Es ist schon so: in Bönnigheim gibt es eine Rouffacher Straße, in Babenhausen ist vor Jahren eine Bouxwiller Straße feierlich enthüllt worden. Donaueschingen nennt eine Saverner Straße sein eigen, dort am Eingang der Stadt prangt ein Schild, das Donaueschingen als Partnerstadt von „Saverne" (sprich: Safernée)/Frankreich" (warum steht hier nicht logischerweise dann „France"?) ausweist, in Landau wird man belehrt, daß man dort mit „Haguenau" und „Ribeauvillé" (dieses diesmal richtig mit Accent am Ende geschrieben!) verschwistert ist, vielleicht gibt es in Landau auch eine „Ribeauvilléer" — und eine „Haguenauer Straße" (aber bitte dann auch richtig aussprechen dort in Landau!). Weiß man in dieser Pfälzer Stadt eigentlich noch, daß man durch einen Zufall nach der Zeit der Revolution und Napoleons I. nicht französisch geworden ist? Dann hieße diese Stadt, französisch ausgesprochen, Lando und es würde dann vielleicht irgendwo sonst in der Pfalz eine „Landoer Straße" (richtig französisch ausgesprochen) geben. Dazu könnte man meinen, die beiden elsässischen Städte hätten ihre große Vergangenheit unter dem Lilienbanner gehabt, wohingegen Landau es mit dem deutschen Reich allein zu tun hatte. Weiß man in diesen Städten eigentlich noch etwas von der Verballhornung deutscher Namen? Und hat man noch einen Sinn für ein einigermaßen ordentliches Deutsch, ganz abgesehen von dem Sprachgefühl und der Selbstachtung? Auch Bemühungen aus dem Elsaß selbst haben hier nicht geholfen, geschweige denn Einsprüche von Leuten mit sicherem Gefühl und Ehre aus der Bundesrepublik. Die Franzosen auf jeden Fall würden so eine Verballhornung auf Französisch nicht dulden. Im übrigen sind es die gleichen deutschen Jakobiner, vielleicht deren Söhne und Enkel, die 1940 und in den folgenden Jahren alles Welsche im Elsaß ausmerzen wollten und sich dabei fast der Lächerlichkeit preisgaben!

Bei den Journalisten in der Bundesrepublik ist keiner dazu zu bewegen, z.B. von der lächerlichen „Rue de l'Ail" in Straßburg, was als Name von einem Manne namens „Knobloch" kommt, der journalistischen Korrektheit wegen abzurücken, im Gegenteil: Man schreibt noch französischer als in Frankreich, um zu zeigen, daß man das Französische kann (es ist doch so schön und auch so apart, Fremdes schreiben zu können) und gibt es dann doch falsch geschrieben wieder oder spricht es falsch aus. Guébviller etwa „Gübwillär", das doch Gebweiler heißt. Warum schreibt man in deutschen Geschichts- und Literaturbüchern eigentlich nicht „Spener aus Ribeauvillé", „Gottfried von Strasbourg", „Otfried von Wissembourg", „Wimpfeling aus Sélestat" (jener, der doch als Humanist für die deutsche Sprache eingetreten ist!), „Reinmar von Haguenau", „Goethe in Bouxwiller und in Strasbourg"? Das wäre doch die Konsequenz. Um ganz „up to date" zu sein, müßte man doch auch Schwindratzheim, Scharrachbergheim, Waldolwisheim z.B. französisch aussprechen. Warum tut man es eigentlich nicht?

me

Spendenbescheinigung für das Finanzamt

Wer eine Spendenbescheinigung benötigt, möge diese bitte bei der Geschäftsstelle anfordern.

Gedichte mit Herz und Humor

Gottfried Berron, Erfrischungen, Gedichte, Quell-Verlag Stuttgart 1984485., 8,80 DM.

Unser Landsmann Gottfried Berron ist vielen von uns bekannt als langjähriger Redakteur an kirchlichen Blättern, er hat dort immer wieder Meditationen veröffentlicht, die ob ihrer gekonnten Sprache und der gehaltvollen Ausdeutung der Bilder gefallen haben, sie haben Menschen angesprochen und sie von der Oberfläche weg zur Nachdenklichkeit geführt. Das geschah niemals ohne eine gewisse Hintergründigkeit und einen feinen Humor. Eine kleine Frucht dieser Bemühungen — man könnte auch sagen: dieser ernsthaften Spielereien, es ist ja auch nicht von ungefähr, wenn einige der Metaphern bei Berron sich um das „Spielen" drehen — legt der Autor nun in diesem Büchlein vor, das den Untertitel trägt: „Gedichte mit Herz und Humor". Er wagt es darin, sich immer wieder zu hinterfragen und seine Schwachheiten einzugestehen, Selbstreflexion durchzieht das ganze Büchlein. So werden heitere Gedanken zu einer dichterischen Mixtur von besinnlich-populärer Aussage, für uns Menschen von heute. Hinter allem ahnt man den Pfiffikus, der sich über seine Gedankenblitze freut. Einige davon nähern sich der guten Lyrik im Volkston in der Tradition von Matthias Claudius. Mit diesen „Erfrischungen" kann man manchen eine Weihnachtsfreude machen. me

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (07 11) 70 16 45. Konten: Postscheckamt Stuttgart 370 15 — 708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

Post für den Präsidenten der Republik

Ein Deutscher aus Ostbelgien tritt für die kulturellen Rechte der Elsaß-Lothringer ein

Wir bringen beifolgend einen in der Zeitschrift „Der Wegweiser" der deutschen Volksgruppe im „staatswallonischen Teil des Rheinlandes", d.h. des unter dem Namen „Eupen-Malmédy" bekannten, 1918 Belgien zugesprochenen Teile Deutschlands, erschienenen Brief. Der französische Botschafter in Belgien hatte dieses Gebiet besucht, das sich gegen Französierungsbestrebungen durch Wallonien wehrt, bei der Gelegenheit überreichte ihm der Fraktionsführer der Partei der Deutschen in Belgien, Gerhard Palm, diesen Brief, der kaum den Zielen des Besuches des Botschafters entsprochen haben dürfte. Hätte Palm dies vor vier Jahren einem Botschafter Giscard d'Estaings gegenüber getan, es wäre sicher in die Luft gesprochen gewesen, jetzt ist die Atmosphäre günstiger. Jedenfalls merkt Paris, daß seine Haltung in Elsaß-Lothringen anderswo verfolgt wird. Dem Briefe fügt die Zeitschrift hinzu: „Es wäre an der Zeit, daß sich Vertreter ausnahmslos aller deutschen Parlamente dazu aufrafften, entsprechend zu handeln." Das Wort „aufraffen" ist nicht schlecht, wir fürchten aber, daß unangebrachte Befürchtungen, die ein französisches Parlament im umgekehrten Falle sicher nicht hätte, solch einen selbstverständlichen Schritt verhindern.

„Als Repräsentant der französischen Kultur vertreten Sie gleichzeitig die Ideale der Toleranz, der Freiheit und der Brüderlichkeit. In diesem Sinne werten wir Ihren Besuch beim „Rat der Deutschsprachigen Gemeinschaft" als Geste der offiziellen Anerkennung der Deutschen Gemeinschaft in Belgien und damit verbunden, als Zeichen Ihres Einverständnisses mit den Leitgedanken einer Entwicklung, die gegen Staatszentralismus und Staatsnationalismus angeht. Ihren Besuch werten wir weiterhin als Anerkennung der Tatsache, daß in einem Staat mehrere Völker nebeneinander existieren und ihr Recht auf Wahrung und Entfaltung ihrer Identität, ihrer Kultur und Sprache verwirklichen können.

Gleichzeitig stellen wir fest, daß im Staat Frankreich mehrere Völker leben, die bisher vergeblich auf die Verwirklichung elementarer Rechte warten.

Korsen, Bretonen, Okzitanen, Basken, Katalanen, Elsässer, Lothringer und französische Flamen sehen sich im Französischen Staat zusehends von einer Politik der Gleichmacherei, von einer kulturellen Entfremdung und sprachlichen Entwurzelung durch den Staat in der eigenen Heimat bedroht.

Als Deutsche Gemeinschaft in Belgien und als Teil der Deutschen Kulturnation fühlen wir uns in besonderem Maße solidarisch mit den Elsässern und den deutschsprachigen Lothringern und stellen weiter fest, daß diese Menschen in keiner Weise das Recht auf Kindergarten- und Grundschulunterricht in ihrer Muttersprache in Anspruch nehmen können. Die Elsaß-Lothringer haben darüber hinaus keinerlei vom Französischen Staat garantiertes Recht auf den Gebrauch ihrer Muttersprache in öffentlichen Verwaltungen. Im Elsaß dürfen Zeitungen in deutscher Sprache nur erscheinen, wenn gewisse Rubriken (Werbung, Sportberichte, Jugendrubriken ...) in Französisch herausgegeben werden. Im Elsaß erweist sich der Generationskonflikt als besonders schmerzlich: den jungen Menschen wird als Folge der mangelnden Kenntnis ihrer Muttersprache die Möglichkeit genommen, in eine positive Auseinandersetzung mit den älteren Generationen zu treten.

Andererseits verweisen wir darauf, daß das Elsaß herausragende Persönlichkeiten europäischen Geistes hervorgebracht hat: Albert Schweitzer, René Schickele, Alfred Kastler und andere. Diese Persönlichkeiten prägte ein Geist der Toleranz, des Respektes und der Offenheit gegenüber anderen Kulturen, ohne daß sie ihre eigenen Wurzeln, ihre eigene Identität, ihre eigene Sprache verleugneten. Es ist in unseren Augen verständlich und legitim, wenn die Elsaß-Lothringer, wie alle anderen Völker in Frankreich, Respekt und Anerkennung vom Staate, von ihrer Regierung erwarten!

Wir weisen Sie, Exzellenz, darauf hin, daß wir nicht unbedingt glücklich sind über den augenblicklichen Stand der Entwicklung, den die Eigenständigkeitsbestrebungen der Deutschen Gemeinschaft eingenommen haben. Zu wenig sind die engen Verflechtungen zwischen kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Entfaltung berücksichtigt worden! Dennoch glauben wir, daß die Einrichtung dieses Regionalparlaments der Deutschen Gemeinschaft einen positiven Ansatzpunkt gegeben hat, um ihre Anliegen und Bedürfnisse politisch zu artikulieren. Als entschiedene Gegner von terroristischer Gewalt zur Durchsetzung von politischen Zielen, wie sie immer wieder bei den nicht gleichberechtigten Völkern in Frankreich aufkeimt, erlauben wir uns, Ihre Aufmerksamkeit dahin zu lenken, daß die Gefahr des Aufkommens von Gewalt gerade dort vorhanden ist, wo die Möglichkeit der politischen Artikulation nicht gegeben ist, wo keine verfassungsmäßig vorgesehenen Instrumente zur Wahrung der eigenen Rechte in Aussicht stehen!

Exzellenz, wir haben den Versprechen der jetzigen französischen Regierung — gerade in bezug auf die verstärkte regionale Eigenständigkeit — mit Hoffnung entgegengesehen und einige Ansätze zur Verbesserung der Situation der verschiedenen Völker in Frankreich registriert. Gleichzeitig wissen wir jedoch um die großen Enttäuschungen und Rückschläge, denen diese Völker in den letzten Jahren ausgesetzt waren. Gestatten Sie uns, Exzellenz, unserer Hoffnung Ausdruck zu geben, daß Ihr Besuch des Regionalparlamentes der Deutschen Gemeinschaft in Belgien gleichzeitig als ein Zeichen des Entgegenkommens der Regierung der Französischen Republik gegenüber den nicht gleichberechtigten Völkern in Ihrem Staate zu werten ist.

Wir bitten Sie, die Französische Regierung über den Inhalt des vorliegenden Briefes zu informieren und erlauben uns, diesen in der hiesigen Presse zu veröffentlichen.

Im Auftrag der PDB
gez. Gerhard Palm,
Fraktionsführer im RDG"

Elsässische Kalender 1985

Weisbart's Almanach 1985

Gesundheitsbewußten kommt dieser Kalender zupaß. Jeder Monat bietet einen Gesundheitskalender in Großdruck an, was von älteren Leuten geschätzt sein dürfte. Die Textbeiträge sind in einer Art, wie sie in früheren Zeiten üblich waren. Mit elf Beiträgen vom Herausgeber und vierzehn von Hans Bahrs füllen sich die 96 Seiten, die offensichtlich keinem der Orthographie kundigen Korrektor vorgelegen haben.

Besondere Erwähnung verdient ein Beitrag von Eduard Haug „Wie zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein Graf zu Oberbronn im Elsaß bestattet wurde", S. 80 — 83, eine wertvolle kulturgeschichtliche Abhandlung.

Weisbart's Almanach erscheint im 61. Jahrgang, in je einer deutschen und einer französischen Ausgabe. Neben dem obengenannten Mangel bleibt noch offen zu wünschen: 1. die Wochentage deutsch zu schreiben, 2. ein Inhaltsverzeichnis anzufügen, 3. eine große Verbreitung im Elsaß zu finden.

Weisbart's Almanach 1985, mit vielen Abb., 96 S., Preis 22,— F, Verlag A. Wilhelm, 14 Rue St. Fiacre, F-68100 Mülhausen.

Odilien-Kalender 1985

Dieser großformatige Kalender (zweisprachig) bietet neben „Ernstes und Heiteres" eine reiche Fülle an Beiträgen zur Geschichte und Heimat, zumeist auf dem Hintergrund des katholischen Volkslebens. So z.B. Beiträge zum Kult der Landespatronin, von Klöstern und Kirchen und über berühmte Elsässer. Die Bebilderung verdient Anerkennung, die Einfügungen in elsässischer Mundart sind bemerkenswert. Die ausschließlich elsässisch betonten Textbeiträge sind 27 in Französisch, 22 in Hochdeutsch und sechs in Mundart geschrieben. Wer, wie der Rezensent, über Jahrzehnte hin diesen Kalender bezieht und sammelt, ist geneigt, dieser Veröffentlichung eine gute elsässische Linie zu bestätigen.

Odilienkalender 1985, 160 S., Preis 28,— F, Verlag und Redaktion, 27 Rue des Juifs, F-67000 Straßburg

Josephs-Kalender 1985

Durch einen namhaften Historiker auf diesen im 95. Jahr erscheinenden Kalender aufmerksam gemacht, begegnet man damit einem wertvollen Alsaticum. Schon das Kalendarium mit den zwölf Stadt- oder Befestigungstoren bietet ein interessantes Stück Geschichte Elsaß-Lothringens an. Eine gediegene Darstellung „Die Reformation in Straßburg und im Elsaß", ein Lebensbild von Henri Loux (1873 — 1907), ein kulturhistorischer Rückblick über den Metzgerstand in früherer Zeit, bieten neben Erzählungen etc. eine wertvolle Lektüre. Diesem Kalender darf man berechtigterweise wünschen, er möge nicht nur sein Hundertjähriges erreichen, sondern Hausrecht in vielen Familien Elsaß-Lothringens behalten.

Josephs Kalender 1985, 176 S., Preis 28,— F, Verlag Nouvel Alsacien, 6 Rue Finkmatt, F-67000 Straßburg. FJ

Aufsätze über das Elsaß

Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung, Band 5. 158 Seiten mit 20 Abbildungen, kart., Preis für Mitglieder über die Geschäftsstelle: DM 22,—.

Nach achtjähriger Pause erschien der 5. Band der Studien der Erwin von Steinbach-Stiftung in veränderter Aufmachung und leicht gewandelter Konzeption, wie es im Vorwort heißt. Es sei ein erklärtes Ziel, mit der Herausgabe der Studien eine Lücke schließen zu helfen, die dadurch entstanden ist, daß die landesgeschichtlichen und landeskundlichen Periodica im Elsaß und in Lothringen nicht mehr in deutscher Sprache publizieren, obwohl die Quellen in hohem Maße in deutscher Sprache abgefaßt sind. Die landeskundlichen Veröffentlichungen in den Nachbargebieten der Bundesrepublik werden nur selten der Lage gerecht. Bei dem hohen Rang, den das Elsaß und Lothringen jahrhundertelang in der Geschichte und Geistesgeschichte einnahmen, ist es legitim, daß die Gebiete, die einmal das Reichsland bildeten, wenigstens in diesem bescheidenen Rahmen zu Worte kommen. Nicht nur Wissenschaftler, auch der mit ernstem Interesse ausgestattete Laie soll in den Studien Lesenswertes finden. Dies dürfte in dem vorliegenden Band wohl gelungen sein.

In dem Artikel „Das Elsaß zwischen Hoffen und Resignation" sucht Michael Ertz dem „Geheimnis Elsaß" auf die Spur zu kommen. Im Hanauerland geboren und aufgewachsen, seit 1944 in dem westlichen Teil von Rest-Deutschland Dekan der Badischen Landeskirche, fühlt sich Ertz nicht ganz legitimiert, die Lage richtig zu beurteilen, da er die Zeit nach 1944 nicht miterlebt hat. Deshalb sucht er die Antwort bei den Männern des Elsaß', die heute „Flagge zeigen": Adrien Finck, André Weckmann, Conrad Winter.

Nachdem die alten Vertreter der Heimatbewegung fast völlig ausgerottet sind, treten nun Männer auf, die aus dem französischen Lager kommen, aber das „Elsässische" entdeckt haben und nicht bereit sind, seinen Verlust hinzunehmen, weil mit dem Verlust der Sprache, den Paris seit 40 Jahren besonders zielbewußt anstrebt, das, was wir Elsaß nennen, verlorengeht.

In ihren Gedichten ist alles, was diese Männer aussagen, „in ein Hin und Her zwischen Hoffen und Resignation eingebettet". In rührenden Worten geben sie zuweilen ihrer Hoffnung Ausdruck und haben doch ein wenig Angst vor der eigenen geistigen Courage. „Wir waren einst, wir könnten es wieder werden, wenn wir nur wollten" (Weckmann). Ob die neue, politisch unbelastete Generation noch will, darauf kommt es an!

Der Elsässer Robert Minder, Professor in Paris, hat sich bis zu seinem Tode bemüht, den von ihm verehrten Albert Schweitzer in Frankreich bekannt zu machen. Dazu fand er kein besseres Argument als zu behaupten, Albert Schweitzer sei ein unter dem deutschen Regime (1870—1918) lebender Elsässer gewesen, der an Frankreich hing und von Frankreich geprägt war. Diesem törichten Versuch, der das Bild des Urwalddoktors völlig entstellt, tritt kein geringerer als Professor Gustav Woytt, ein Neffe Albert Schweitzers, entgegen, der unmißverständlich zeigt, wo Schweitzers geistige Heimat war. Die mangelnde Anerkennung, die Schweitzer bis heute in Frankreich gefunden hat, ist zweifellos darauf zurückzuführen, daß die Franzosen ihn nie als einen der Ihren angesehen haben.

Der Pfarrer Johann Georg Wegelin, der zuletzt von 1680 bis 1686 in Neuweiler (Unter-Elsaß) im Amte war und 1686 auf Befehl des französischen Intendanten de la Grange verhaftet und ausgewiesen wurde, hat neben theologischen Schriften auch einen Lebenslauf hinterlassen, den sein späterer Nachfolger in Neuweiler, Pfarrer Paul Rudi, 1910 veröffentlicht hat. Es war ein guter Gedanke, in den „Studien" diese Schrift wiederzugeben, die einen unmittelbaren Einblick in die Politik Ludwigs XIV. im Elsaß gibt und keines Kommentars bedarf.

Ernst Opgenoorth untersucht die Politik des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg im Zusammenhang mit der Annexion von Straßburg 1681. Gegen den Großen Kurfürsten ist der Vorwurf erhoben worden, er habe durch seine Bündnispolitik mit Frankreich die Eroberung begünstigt. Damit wird die Machtstellung des kleinen Kurfürstentums weit überschätzt. Eingeengt zwischen den Großmächten, war der Große Kurfürst auf das Wechselspiel der Allianzen angewiesen. Frankreich konnte ihn jederzeit den Schweden ausliefern, wie dies auch 1675 geschah, ohne daß das Reich ihm zu Hilfe kam. Deshalb das vorsichtige Lavieren und die Anlehnung an Ludwig XIV., nicht aus mangelndem Reichsbewußtsein, sondern aus dem Bedürfnis zu überleben und den Schaden für das Reich, der sich nicht abwenden ließ, wenigstens in Grenzen zu halten.

Über die „Handwerkskundschaften" aus dem Elsaß schreibt Klaus Stopp. Im 18. Jahrhundert führte Kaiser Karl VI. für die wandernden Handwerksgesellen im deutschen Reich einen Ausweis ein, der auch im Elsaß galt, dessen Druck immer aufwendiger und zuletzt mit Ortsansichten geziert wurde. Der Verfasser hat sich vorgenommen, in einer auf 14 Bände angelegten Bibliographie die Handwerkskundschaften zu sammeln, eine Arbeit, die nicht nur für den Volkskundler, sondern auch für den Genealogen interessant sein wird.

Über Leben und Werk des Dichters Eduard Reinacher (1892 — 1968) berichtet sein Neffe Gerhard Reinacher. Reinacher ist einer der letzten großen Dichter, die die Reichslandzeit geprägt hat. Er hat am eigenen Leib erlebt, daß es, nach einem Wort von Hans Grimm, an der Grenze kein beschauliches Dasein gebe. Obwohl von schwächlicher Gesundheit und sein Leben lang im Kampf um das tägliche Brot, hat er ein imponierendes Werk hinterlassen, das verdient, auch in seiner Heimat besser bekannt zu werden. Von ihm sagt sein Landsmann Camille Schneider: „Wenn je einer, außer Schickele, den Weg vom Elsässertum zum reinen großen Menschentum gesucht hat und fand, dann ist es Reinacher. Und wenn je einer das Elsaß in allen Tonarten und auf allen Saiten seiner Leier hat anklingen lassen, dann war es Reinacher."

Über Robert Ernst, „Ein elsässischer Patriot im 20. Jahrhundert", schreibt Max Rehm einen Lebenslauf und eine Würdigung. Die meisten Leser der „Studien" werden ihn gekannt haben und gerne an den 1980 Heimgegangenen erinnert sein.

Neun ausführliche Buchbesprechungen vervollständigen den 5. Band der Studien.

A.G.

Die elsässische Mundart

L'alsacien — 's Elsaesserditsch, Dossier zusammengestellt von André Weckmann, Zeichnungen von Camille Claus, Straßburg 1984

Es ist Heft Nr. 2 in einer Reihe, die den Titel trägt: „Regionalsprache und Regionalkultur" und wohl für die Abschlußklassen eines Gymnasiums gedacht ist. Das Heft ist didaktisch gut aufbereitet und zeigt beachtliches Niveau, man fragt sich in der Tat, wie das elsässische Schüler heute noch schaffen können, aber André Weckmann bürgt wohl dafür, daß es möglich ist. Gerade durch die abwechselnd auf Deutsch und Französisch gebrachten Fragen wird das elsässische Problem, um das es Weckmann vor allen Dingen in diesem Büchlein geht, einem erst richtig bewußt.

Dazu bringt er sehr gut ausgewählte Texte, Gedichte und Aufrufe, die teilweise bis jetzt noch nicht greifbar waren. Auch das macht den Reiz dieser Publikation aus, für die man André Weckmann von Herzen dankbar sein muß. Grundlage für das Ganze bilden Ausschnitte aus der Schrift von Charles Stauffer: „Der Elsässer und sein Dialekt", die vor einigen Jahren erschienen ist und in vielem dokumentarischen Wert hat. Einige pessimistische Untertöne klingen im Blick auf die Zukunft der elsässischen Mundarten an, aber überraschend ist es doch, wie die positiven Aussagen überwiegen und geradezu von „einer hohen Zeit der elsässischen Literatur" (Martin Allheilig) künden.

Äußerungen in Prosa und in Gedichtform stammen u.a. von Conrad Winter, Adrien Finck, André Weckmann selber, René Ehni/Louis Schittly, Thomas Leckler, einem Schüler der Tertia und hoffnungsvollen jungen Mann, Eugène Philipps, Nathan Katz, Emile Storck, Sylvie Reff, René Egles. Beachtlich sind dabei die Bekenntnise von René Ehni/Louis Schittly und Claude Vigée alias André Strauss. Hilfreich ist es auch, daß Aussagen von Dichtern des alemannischen Umlandes und darüber hinaus zum Vergleich angeboten werden. Auch von Wolfgang Ladin werden Auszüge aus seiner Fragebogenaktion und vor allem seine summarische Schlußfolgerung gebracht. Es wäre schön, wenn es wahr werden würde, was André Weckmann sagt: „Es geht nicht nur darum, daß für eine Sprache gekämpft wird, sondern auch darum, daß eine Konvivialität der Sprachen und Kulturen geschaffen wird und damit unsere Lebensqualität gerettet und unser Schicksal gemeistert wird", er fügt an: „Türen haben sich aufgetan. Werden die Elsässer von dieser Öffnung profitieren, werden sie sie vergrößern können?" Das ist wohl die Hauptfrage.

Immerhin ist es bemerkenswert, daß heutzutage das alles in einem offiziösen Sinn vorgelegt werden kann und daß sogar im Schulbereich Verantwortliche ihren Segen dazu geben. Ist das aber alles zusammengenommen eine echte Hoffnung oder doch nur das gönnerhafte Wort von Leuten, die keine Angst mehr zu haben brauchen, daß die französische Vereinheitlichung damit in Frage gestellt werden könnte? me

Die Elsaß-Lothringer im Reich 1918 — 1933

Irmgard Grünewald. Die Elsaß-Lothringer im Reich 1918 — 1933; 300 S. Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M., Bern, New York, Nancy. DM 64,—.

Zahlreich sind die Studien über Elsaß-Lothringen zwischen den beiden Weltkriegen, Irmgard Grünewald untersucht dagegen in einer von der Universität Karlsruhe anerkannten Dissertation Schicksal, Arbeit und Ziele der Elsaß-Lothringer, die 1918 ihre Heimat freiwillig oder gezwungenermaßen verlassen haben, und füllt damit eine bisher bestehende Lücke aus.

Sie behandelt zuerst die Planungen in Paris während des Krieges, wie vorgegangen werden müßte, wenn Frankreichs erstes Kriegsziel, die Gewinnung Elsaß-Lothringens **ohne Volksbefragung** erreicht wäre. Es wurde die „Conférence d'Alsace-Lorraine" gegründet, der eine ganze Reihe von Männern angehörte, die vor 1914 die französische Propaganda gefördert hatten und kurz vor Ausbruch des Krieges geflüchtet waren. Sie entstammten meist der Bourgeoisie. Unter ihnen befanden sich bekannte Namen wie Blumenthal, Collin, Laugel, Georges Weil, Wetterlé. Die Zugehörigkeit von echten Elsaß-Lothringern verlieh dieser „Conférence" den Schein, als handele es sich um eine Gruppe von Sachverständigen. Sie wurden in der innern und äußern Kriegspropaganda eingesetzt. Tatsächlich scheinen die meisten aus ihrer Kenntnis der Dinge heraus eine zu rasche Angleichung abgelehnt zu haben. Die „Conférence" wurde durch ein „Comité consultatif d'Alsace-Lorraine" ersetzt, in dem nur noch zwei — von I. Grünewald nicht genannte — Elsaß-Lothringer saßen. Zudem, „. . . als den militärischen Gremien 1917 mehr Kompetenz übertragen wurde . . .", überwog die Forderung nach totaler Assimilation, „. . . damit konnte es nicht zu der noch von Viviani erhofften Durchdringung vom französischen und elsässischen System kommen: Die Beamten der Regierung Clémenceau gingen ohne fest umrissenes Programm nach Elsaß-Lothringen." (S. 19). So begann die Tragödie der Umvolkung des Landes, die heute noch im Gange ist und die aus Elsaß-Lothringen ein „Land der Angst" gemacht hat, wie der sachliche und tapfere Abgeordnete der französischen Kammer, Camille Dahlet, der vor 1914 der französisch eingestellten „Association des étudiants" angehört hatte, nach 1945 feststellte.

Einer der Hauptschuldigen an dieser Entwicklung ist Abbé Wetterlé. Schon 1915 schrieb er „Un triage est nécessaire!" (Es muß gesiebt werden!) (S. 19). Daraus erwuchsen die „Commissions de 2 triage: Die Elsaß-Lothringer wurden in vier Kategorien eingeteilt: A (Reinblütige), B („Mischlinge"), C (neutrale Ausländer), D (Deutsche). Dieser vierten Gruppe wurden fast alle Rechte vorenthalten. Wer denkt da nicht an uns näherliegende Einteilungen wie „Arier", „Halbjuden", „Volljuden"! Der rassistische Charakter dieser Maßnahmen ist unverkennbar. Knapp, leidenschaftslos und sachlich dargestellt, wie I. Grünewald dies tut, wirkt das Vorgehen der einrückenden Sieger und ihrer bourgeoisen Helfershelfer, die dazu noch zur Denunziation Deutschgesinnter der Gruppe A aufforderten, umso abstoßender. Die Verfasserin bringt Beispiele, wie dadurch Familien unmenschlich auseinandergerissen wurden. Beim Lesen hat man den Eindruck, als handle es sich um den Prolog zur weltweiten Tragödie der vierziger Jahre, die auch weltweit noch andauert, wurde doch im vergangenen Oktober gemeldet, es gebe gegenwärtig in der Welt über neun Millionen heimatlose Flüchtlinge. Die Millionen und Abermillionen von 1945 und nachher zählen anscheinend schon gar nicht mehr dazu. Aber es ist nicht unwichtig, daß festgestellt wurde, wann, wo, wie und von wem dieses Elend des „Jahrhunderts der Flüchtlinge" angezettelt wurde. Im Osten machten es schon 1914 die Polen und die Nachfolgestaaten der Donaumonarchie ihren Pariser Lehrmeistern flugs nach.

Es wäre nicht unangebracht gewesen, wenn I. Grünewald kurz darauf hingewiesen hätte, daß all diese Maßnahmen nationaler Diskriminierung schon 1793 von den Jakobinern geplant waren (siehe Paul Lévy, Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine, Straßburg 1929, Bd II, S. 64). Auch ein Hinweis auf den Frankfurter Frieden wäre als Vergleich aufschlußreich gewesen. Zwar wurde damals den Einwohnern Elsaß-Lothringens das gebietsmäßige Selbstbestimmungsrecht verweigert, wohl aber gewährte man ihnen das persönliche Optionsrecht, ohne Verlust ihrer Habe, während die Ausgewiesenen 1918 mit wenigen Kilogramm Gepäck und einer geringen Summe Bargeld verjagt wurden. Ihr gesamter übriger Besitz wurde beschlagnahmt.

Um das aus diesen Maßnahmen erwachsene Elend zu steuern, gründeten die Vertriebenen den „Hilfsbund für Vertriebene Elsaß-Lothringer im Reich". Dessen Entwicklung beschreibt I. Grünewald ausführlich, auch die bald erfolgende Abspaltung des Bundes der „Alt-Elsaß-Lothringer im Reich". Diese inneren Auseinandersetzungen können uns rückblickend nur insofern interessieren, als beide verschiedene Ziele verfolgten: Die Leute des „Hilfsbundes", die nicht so sehr mit Land und Volk der verlorenen Heimat verwachsen waren wie die „Alt-Elsaß-Lothringer", die nach der Aufhebung der grausamen Postsperre sehr bald wieder Beziehungen zu ihren in der Heimat verbliebenen Verwandten und Freunden aufgenommen hatten, erstrebten ohne Rücksicht auf persönliche Herzenswünsche einzig und allein die Erhaltung des angestammten über anderthalbtausend Jahre alten Volkstums, der „Identität", wie man heute sagen würde. Die eine Gruppe dachte vor allem an die „Staatsnation", die andere an die „Kulturnation". Diese standen also schon damals auf dem Standpunkte der heutigen EG und UNO, die es zu einem Verstoß gegen die Menschenrechte erklären, wenn einem Volke Sprache, Religion, Sitten geraubt werden sollen.

Irmgard Grünewalds eindeutige Feststellung dieses einzigen Zieles der „Alt-Elsaß-Lothringer" ist von großer Wichtigkeit: Dadurch wird anhand von archivalischen Quellen die Anklage wegen Landesverrats im Kolmarer Autonomistenprozeß 1928 klar widerlegt. Den Angeklagten waren separatistische, landesverräterische, von Deutschland aus geförderte Machenschaften vorgeworfen worden. Dank der Forschungsergebnisse von I. Grünewald steht jetzt fest, daß die nicht unbedeutenden Mittel, die die „Alt-Elsaß-Lothringer" haben frei machen können, nur kulturellen, also weder verbotenen noch gerichtlich belangbaren Zwecken bestimmt waren. Die Hilfe aus dem Reich, nach der der Staatsanwalt Fachot damals verzweifelt gesucht hat, um die Angeklagten des Landesverrats zu überführen, hat es tatsächlich gegeben. In einem Rechtsstaat hätte man ihnen aber nie einen Vorwurf daraus machen können. Daß Fachots Suchen ergebnislos verlief, geht darauf zurück, daß nur ein ganz kleiner Personenkreis darum wußte und eisern schwieg. Die Feststellung der Autorin, um welche Ziele es den „Alt-Elsaß-Lothringern" und ihren autonomistischen Freunden ging, ist von allerhöchster Wichtigkeit und widerlegt anderslautende Konstruktionen wie den Politroman des Amerikaners Philip Bankwitz „Les chefs autonomistes alsaciens 1919 —1947", der flugs mit gewollten oder ungewollten Schnitzern ins Französische übersetzt worden ist, gründlich. Der Widerstand gegen die französischen, rassistischen Assimilationspläne war eine legitime Verteidigung elementarer Menschenrechte, kein Landesverrat, so wie die Erklärungen von EG und UNO dies heutzutage weltweit proklamieren.

Eine weitere Feststellung Irmgard Grünewalds ist wichtig: Geschaffen wurde die Autonomiebewegung nicht durch die Hilfe der Freunde im Reich, nur unterstützt. Sie hat sich stärker entfalten können, als wenn sie allein auf die Geldmittel ihrer Parteigänger angewiesen gewesen wäre, Leute des Mittelstandes, Beamte, Angestellte, Bauern, Arbeiter, denen der gesamte mächtige französische Staatsapparat entgegenstand, mitsamt der reichen Bourgeoisie, zu der nicht zuletzt der Großindustrielle Guy de Wendel gehörte, der in der „Conférence d'Alsace-Lorraine" gesessen hatte und dem gegen eine lächerliche Summe riesige enteignete Hüttenwerke zugefallen waren, was zwischen den beiden Weltkriegen zu nie endenden Skandalen geführt hatte. Geholfen wurde der Autonomistenbewegung, stellt Irmgard Grünewald fest, aber entstanden ist sie ohne Hilfe, einfach aus dem legitimen Widerstand der Bevölkerung gegen das Unrecht, das sich sofort nach dem Einmarsch der französischen Truppen breitmachte. Sie stützte sich auf das Selbstbewußtsein der Elsaß-Lothringer, die 1911 beinahe eine volle Autonomie errungen hatten, und nun zurückfielen in den Zustand von drei „départements comme les autres", die am Pariser Gängelband geführt wurden und zur gleichen Bedeutungslosigkeit verurteilt waren wie die gesamte französische Provinz. eh

Kalender „Unsere Heimat" 1985

Der schon traditionelle Kalender „Unsere Heimat" des Schickele-Kreises ist auch dieses Mal wieder sehr gelungen und voller schöner Bilder und guter Texte übers Elsaß und Ostlothringen. Wir empfehlen den Kalender sehr, vor allem auch, weil er sehr preiswert ist: DM 15,— einschließlich Porto und Verpackung. Bestellungen bitte an die Geschäftsstelle. Unsere Mitglieder haben bisher zögernder bestellt als in den letzten Jahren. Der Kalender ist deshalb noch in großer Zahl vorrätig. Wir bitten, aufgeschobene Bestellungen auch im Januar noch nachzuholen.

Straßburg in der Reichslandzeit

Max Rehm: „Straßburgs geistige Luft um die letzte Jahrhundertwende".
158 Seiten, 86 Abbildungen, Leinen. Verlag Dietrich Pfaehler, Bad Neustadt. DM 29,80

Max Rehm, der Verfasser des Buches „Straßburgs geistige Luft um die letzte Jahrhundertwende" gehört selber zu den Menschen, von denen er in der Einführung schreibt: „Jeder, der vom Zauber Straßburgs, der wunderschönen Stadt, in der Zeitspanne zwischen 1870 und 1918 berührt worden ist, vergißt es nicht." Darum kann er auch, mehr als 60 Jahre nach dieser Zeit, so anschaulich darüber berichten.

Wenn einer am Ende eines langen, ausgefüllten Lebens die Zeit seiner Jugendjahre beschreibt, wird er unwillkürlich einen verklärenden Schimmer über die Verhältnisse und Ereignisse legen, die ein anderer vielleicht nüchterner und kritischer beurteilen würde. Aber die zahlreichen Quellen, die der Verfasser reichlich zitiert, geben einen unmittelbaren Eindruck in die sogenannte Reichslandzeit, die Zeit zwischen 1870 und 1918, in der Elsaß-Lothringen im Rahmen des neugegründeten Deutschen Reiches ein Sonderdasein und ein Eigenleben führte, das die Heutigen sich kaum vorstellen können. Wir hören die Stimmen der Professoren, der Dichter, der Historiker, der Theologen, der Beamten, der Politiker, neben Ranke und Treitschke, Wolfram, Meinecke, Dehio, Graf v. Dürkheim, Schwander, Knapp, dem Schwiegervater des Bundespräsidenten Theodor Heuss, Bresslau, dem Schwiegervater von Albert Schweitzer, Schweitzer selber, Ernst Stadler, René Schickele. Dazu passen die Stimmen der Zeitgenossen wie Weckmann und Reithler, denen das Schicksal des Elsaß' am Herzen liegt und die ihrer Sorge in bewegenden Worten Ausdruck geben.

Von 1870 bis in die Gegenwart wurde die französische Propaganda nicht müde, die Reichslandzeit als eine Zeit der Unterdrückung und Ausbeutung zu schildern, in der die armen Elsässer furchtbare Leiden erduldet haben und nur den einen Wunsch kannten, durch einen baldigen Revanchekrieg von ihrem Martyrium befreit zu werden. Nur zaghaft deutet man heute manchmal an, daß es eine Zeit wirtschaftlicher Blüte war, in der besonders auch die so erlösungsbedürftigen Bourgeois sich bedenkenlos bereicherten, daß die Universität Straßburg wiederum einen europäischen Rang einnahm, den sie seitdem nie wieder erreicht hat, daß die Bevölkerung, mit Ausnahme einer dünnen französisierten Oberschicht und eines Teils des Klerus, sich sehr wohl in die deutschen Verhältnisse eingelebt hatte und auf politischem Gebiet Freiheiten genoß, von denen die heute um die „Identität" des Elsaß' Kämpfenden nicht zu träumen wagen. Darüber schweigen weithin elsässische, französische und deutsche Geschichtsschreibung, Literatur und Publizistik.

Max Rehm macht aus seiner Liebe zu einem deutschen Elsaß keinen Hehl. Aber im Gegensatz zu vielen gegenwärtigen Stimmen aus dem anderen Lager, die gar nicht zu wissen scheinen, daß man über einen Andersdenkenden auch anständig schreiben kann, ohne zu hetzen und ohne zu verteufeln, ist seine Sprache versöhnlich und ohne Haß und Ranküne.

Eine hervorragende Stelle nimmt in dem Buch das Protestantische Gymnasium ein, an dem bedeutende Pädagogen gewirkt haben. Zu seinen Schülern gehörten in früheren Zeiten der Dichter Johann Michael Moscherosch, der Pfarrer des Steintals, Johann Friedrich Oberlin, der erste Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich, der geistige Vater der Marseillaise, den Robespierre 1793 köpfen ließ, der Theologe Eduard Reuß; zu ihnen gesellen sich nach 1870 der Physiker und Nobelpreisträger Max von Laue, der Dichter Ernst Stadtler, der Generaloberst Hans von Seeckt, der Schöpfer der Reichswehr, bis hin zu Robert Minder, Professor an der Sorbonne und am Collège de France in Paris.

Eine ganze Anzahl von Fotografien bedeutender Männer aus dem Elsaß und viele Bilder vom alten Straßburg erhöhen den Wert dieses Buches, das jeden Kenner des Landes erfreuen wird. A.G.

(Für Mitglieder Sonderpreis bei Bezug über die Geschäftsstelle.)

Das Weilertal

Joseph Reithler, Das Weilertal, 1984. Bilder von Alain Kauss.

Joseph Reithler ist weiterhin unermüdlich dabei, das Lob einer engeren Heimat zu singen, nun liegt ein Büchlein vor, das dem Weilertal als Ganzem gewidmet ist, jeder Ort hat sein Gedicht, nicht zuletzt sein Wohnort St. Petersholz, das wir nachfolgend abdrucken:

St. Petersholz

Sankt Hydulph tat den ersten Schritt,
Odilias Wundertäter,
die Mönche zu Sankt Peter halfen mit
die Bauern kamen später.

Leo der neunte weihte eine Kirche ein,
auf seiner Heimatreise.
Wie viele Klöster standen rings im Kreise
und luden hohe Gäste ein!

Und Krieg und Seuchen waren mit dabei;
so viel an Leid kann niemand sagen.
Wenn Berge sprechen könnten, welch ein Schrei!
und alle Wälder würden weheklagen.

Und all dies wie vielmal zerstört!
Du unverwüstlich zähes Holz!
Das Leben hat nie aufgehört
und das ist unser Stolz.

Sein Anliegen, dem Vergehenden und Vergangenen ein Denkmal zu setzen, kommt in seinem Vorwort zum Ausdruck. Er will festhalten, was war, sonst hätten die kommenden Generationen wohl gar keinen Begriff mehr davon. Zudem lebt all dieses Vernichtete noch in ihm und gibt ihm Kraft. Hier einige Sätze aus dem Vorwort:

„. . . Im hinteren Weilertal verlief und besteht auch heute noch die Sprachengrenze — nicht am Rhein. Mein Vater, an der Sprachengrenze wohnhaft, erteilte bis 1918 Unterricht in französischer Sprache, um den Handel mit den „Welschen" zu erleichtern.

Innerhalb eines Menschenlebens hat sich die Lage vollständig verändert, Menschen und Landschaft. Mein Vater hatte siebzig Buben in der Schule, Erstklässler und Mädchen nicht mitgerechnet. Heute gibt es zusammen kein Dutzend mehr.

Die Landschaft ist unkenntlich geworden. Ein paar Bauern teilen sich das Brachland für Viehzucht und Schafhalterei. Geschlossene Weidflächen sind ein eintöniges Grünland. Jede Ortschaft hat eine zerstreute Siedlung, die mit dem Dorf keine Verbindung hat. Die junge Generation geht auswärts Arbeit suchen.

Die Dörfer selbst haben sich äußerlich wenig verändert. Aber sie sind lebloser geworden, einsamer, stiller, als träumten sie von einer Vergangenheit, die friedlicher und schöner war und von einer beängstigenden, wesensfremden und entwurzelten Zukunft.

Leib und Seele haben nicht die gleichen Ansprüche. Fortschritt ist nicht immer ein Fortschreiten in der guten Richtung.

Verweilen wir ein wenig in der Erinnerung tröstlicher . . ." E.H.

In eigener Sache

Viele unserer Leser haben die Freundlichkeit, uns Zeitungsausschnitte zuzuschicken. Dies ist sehr wichtig für die Redaktion, denn manches erfahren wir auf keinem anderen Wege. Andererseits müssen wir eine ziemlich strenge Auswahl treffen, denn der Platz ist beschränkt. Wir bitten also unsere Leser, es uns nicht übelzunehmen, wenn ausgerechnet das, was sie uns geschickt haben, nicht in der nächsten Nummer erscheint und bitten Sie fortzufahren, den „Westen" mit neuesten Nachrichten zu versorgen, sowohl die Redaktion wie die ganze Leserschaft dankt es Ihnen.

Frucht eines Lebens

Bittendiebel, Robert Christian, „Die Sommerschaukel. Gedichte", erschienen im Selbstverlag 1984, 70 S., 45 FF, erhältlich in Straßburger Buchhandlungen (Oberlin, Ganghoff, Austerlitz u.a.)

Wer unserem Dichter — er nannte sich damals Christian Beltenried — schon vorher in seinen Gedichten begegnet ist — in der Anthologie des Schickele-Kreises der elsässisch und hochdeutsch geschriebenen Dichtung im Elsaß und in Lothringen z.B. — der wird eine gewisse Erwartung an dieses Bändchen stellen. Er wird nach der Lektüre dieser Gedichte, und nach dem Bewegen und Bedenken in seinem Herzen nicht enttäuscht sein, im Gegenteil, er wird das Büchlein beglückt aus der Hand legen. Was Bittendiebel uns hier vorlegt, ist eine reife Frucht des Lebens, — „des Lebens Reifung", wie er es selbst bezeichnet. Ganz leise klingt darin auch ein wenig Wehmut und Traurigkeit an, wenn er die Blicke eines Herzens rückwärts richtet („Sommergluten II", das Erlebnis als Kind) oder gar den weiteren Weg, den es nach vorwärts zu gehen heißt, bedenkt („Ein Vivat der Sommerzeit"), er möchte den Augenblick festhalten („Riedwiesen"). Eigentlich ist diese Sammlung für die Freunde des Autors ein Vermächtnis geworden, denn kurz vor ihrem Erscheinen ist er an den Folgen eines Unfalls in die Ewigkeit eingegangen. Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir diese Zeilen aufnehmen und dabei mit Trauer im Herzen beklagen, daß wieder ein aufrechter Freund der Heimat und ein Interpret des besseren Geistes von uns gegangen und so unsere elsässische Welt wieder ärmer geworden ist.

Bittendiebel stellt sich bewußt in eine Tradition und begründet das auch in einem sehr schönen und persönlichen Vorwort, das trotz seiner Kürze aufhorchen läßt, er tut es mit einem Wort von Georg von der Vring: „Neue Gedichte müssen, um gut zu sein, den großen Gedichten aller Zeiten ähneln." Das tun sie auch. So entsteht echte Lyrik mit eigenwilligem Klang und origineller Aussage „auf der Sonnen-

Fortsetzung auf Seite 8

„In Kaisers Armee ..."

Man traut seinen Augen kaum, aber der folgende Bericht stammt aus den „Dernières Nouvelles d'Alsace" vom 22.9.1984. Er weicht derart von allem ab, was gewöhnlich über die Elsaß-Lothringer im deutschen Heer geschrieben wird, daß wir ihn ganz abdrücken. Ist es ein Dokument der Besinnung auf die Wahrheit? Reichten sich doch an diesem 22. September Bundeskanzler Kohl und Staatspräsident Mitterrand über dem grausigen Gräberfeld von Verdun die Hände. Unser aus Dambach bei Schlettstadt stammender Landsmann P.C. Ettighofer berichtet in seinem Buche „Verdun, das große Gericht" über jenes fürchterliche Geschehen, er, auch ein Elsässer in der Armee des Kaisers, ein elsässischer Kriegsfreiwilliger.

Ist dieser Bericht der DNA vom Tage des Versöhnungsfestes über Gräbern das Zeichen einer „Wende" in der Berichterstattung? Ehrlicher könnte sie nicht sein. Nur die Wahrheit kann uns frei machen... von Haß und irrsinnigem Blutvergießen! Nicht Lügen wie das geradezu perverse Kriegerdenkmal zu Rosheim, wo Jeanne d'Arc einen elsaß-lothringischen Feldgrauen einem Poilu zuführt und diesem zeigt, des andern Herz sei französisch.

Es wäre aufschlußreich, die Reaktion aus Leserkreisen zu hören. Schade, daß der Artikel nicht in Übersetzung im französischen Teil der Zeitung erschienen ist:

„In Kaisers Armee: Michel Hugel erinnert sich...

Als Deutscher wurde er geboren, dann, im Laufe der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, mußte er dreimal die Staatsangehörigkeit wechseln: der 88jährige Landwirt und Maire von Wintzenheim (Bas-Rhin), Michel Hugel, war im Ersten Weltkrieg Soldat in der Armee des deutschen Kaisers. „Alle fanden das normal, denn das Elsaß war ja seit 45 Jahren deutsch", erinnert er sich heute. Im November 1915 wurde er eingezogen: „allerdings setzte man uns nicht zum Kampf gegen die Franzosen, sondern an der Ostfront ein."

„Als einfacher Soldat kam ich zunächst zu einer Einheit in Spandau bei Berlin, dann in die Gegend von Pinsk, mit ihren weiten russischen Sumpflandschaften. Ich war der einzige Elsässer des Bataillons, aber ich sprach Hochdeutsch und wurde immer als ein echter Deutscher angesehen", bemerkt Michel Hugel, der von 1944 bis 1971 Maire von Wintzenheim war.

„Wir blieben ein Jahr in Pinsk, wo wir in unseren Unterständen, die aus Rundholz gebaut und mit Strom versorgt waren, einen Schützengraben halten mußten. Zum Glück erlebten wir keinen ernsten Angriff und hatten keinerlei Verluste."

Nach dem Waffenstillstand 1917 mit Rußland kommt sein Bataillon in die Ukraine nach Mirgorod. „Wir wurden dort verpflegt und bezahlt wie Polizeikräfte im Dienste Rußlands, dann erhielten wir von Deutschland den Befehl, Soldaten-Sowjets zu bilden, kurz danach wurden wir vom Rücktritt Kaiser Wilhelm II. und dem Waffenstillstand mit Frankreich im November 1918 unterrichtet."

„Ich fühlte mich überhaupt nicht wohl in meiner Haut, nachdem ich plötzlich Franzose geworden war", erzählt Michel Hugel. „Ich machte mir Sorgen über meine Rückkehr: wie würde man mich in Frankreich empfangen? Ich hatte das Gefühl, daß meine wahren Kameraden diejenigen aus meinem Bataillon waren"

Deshalb blieb er zunächst bei ihnen, während die anderen Elsässer in ihre Heimat zurückkehrten. Fern von seiner Familie, von der er keine Nachricht hatte, beantragte Hugel schließlich seine Entlassung aus der Armee und kehrte am 31. Januar 1919 nach Wintzenheim zurück. Als er in Zivilkleidung Berlin verließ, war der Weltkrieg für ihn endlich vorüber.

Anders erging es einem seiner Landsleute, dem Landwirt Friedrich Bauer aus Kirrwiller (Bas-Rhin), der im Alter von 18 Jahren, 1917 in die Marine eingezogen wurde und auf einem Torpedoboot in der Nordsee diente. Nach seiner Rückkehr ins Elsaß mußte er den französischen Wehrdienst in Langres (Haute-Marne) absolvieren, wo er Zeuge eines ernsten Zwischenfalls zwischen französischen Militärs und Elsässern wurde, die kaum Französisch sprachen.

Nach einem Streit, den „Soldaten aus dem Haut-Rhin angezettelt hatten — sie hatten zu tief ins Glas geschaut —", trennten sich die Soldaten in zwei Lager und legten das Gewehr aufeinander an, und plötzlich erwachte wieder der nationalistische Hass. Zum Glück wurde der Streit jedoch ohne Blutvergießen beendet. Und die Militärbehörden, die keinen Skandal wollten, vertuschten die ganze Affäre."

Seminar für elsässische Lehrer in Basel

Der Zeitung „Wegweiser" aus dem Gebiet Eupen-Malmédy entnehmen wir, daß auch heuer wieder Prof. Wiesmann, ein Germanist an der Universität Basel in dieser Stadt ein Seminar für elsässische Lehrer veranstaltet hat. Es stand unter dem Motto „Das Zusammenleben verschiedener Sprachen und Kulturen im demokratischen Rechtsstaat". Wir lesen darin „In seinem Einleitungsreferat stellte Professor Wiesmann klar, daß das Volksgruppenrecht und das Recht, die angestammte Sprache zu behalten, ausdrücklich Teil der Menschenrechte sei. In der Schweiz gehöre die Schule der Gemeinde. Alle sechs Jahre wähle die Elternschaft den Lehrer. Nur die „Maturität" werde eidgenössisch, d.h. zentral und für alle verbindlich geregelt." So etwas würde einem Franzosen sozusagen als Vorbote des Weltunterganges erscheinen. Und doch genießt die Schweiz einen Bildungsstand, der es mit dem eines jeden andern Landes aufnehmen kann. Also geht es auch so!

Ferner: „Bei den ersten Schulklassenbesuchen stellten die Lehrer mit Erstaunen fest, wie problemlos und natürlich der Übergang vom Dialekt zur Hochsprache erfolgt. Vielleicht war dies der lehrreichste Impuls für die Teilnehmer aus dem Elsaß." Allerdings! Denn dort werden Kommissionen gebildet, um zu studieren, wie man das machen könne. Man macht „Versuche". Das ist genauso gescheit, wie wenn man Kommissionen bilden würde, um zu studieren, wie ein Kind am besten an der Mutterbrust saugen könne.

Es wurde darüber gestritten, ob nur die Alleinherrschaft oder überhaupt die Vorherrschaft der französischen Sprache im Elsaß und in Lothringen zu brechen sei. Eine müßige Frage eigentlich, wenn man den Standpunkt der UNO bedenkt: Ersten Rang hat natürlich die angestammte Sprache nicht die zur „Staatssprache" erhobene Sprache eines Teiles des Staatsgebiets. Aber dank der zielstrebig verfolgten Sprachenpolitik Frankreichs seit 1918 und der Mithilfe der Bourgeoisie, seit nach 1945 auch der katholischen Kirche bzw. deren der Bourgeoisie entstammenden Vertreter im Lande, ist das Bewußtsein der Elsaß-Lothringer erschüttert, besonders noch, da sie von ihrer eigenen Geschichte überhaupt nichts erfahren. So wurde auf dem Seminar festgestellt, daß die Sprachenfrage im Lande weitgehend eine Frage des Bewußtseins sei. Als Gegenbeispiele wurden Ostbelgien und Südtirol herangezogen, wo die Bevölkerung geschlossen zu ihrer Sprache steht, während in Elsaß-Lothringen die führende Schicht von der Muttersprache wegführt wie einst der Adel im ganzen deutschen Sprachgebiet. Man denke nur an Friedrich den Großen! Der Aufsatz schließt nicht eben optimistisch: „Der Regionalismus ist überall in Europa zu einer Modeerscheinung geworden. Sollte auch Frankreich sich den Zeichen der Zeit öffnen, dann wäre dies möglicherweise — eine Minute vor zwölf, vor dem Erstickungstod — ein Aufleben des Bretonischen, Flämischen, Okzitanischen, Korsischen und des Deutschen, ehe alle diese reichen Eigenarten in der sterilen Konsumfolklore-Ecke verkümmern müßten, als traurige, sinnlose Opfer auf dem Altar eines unzeitgemäßen jakobinischen Zentralismus."

Grenzüberschreitendes an Mosel und Saar

In der Großregion Saarland-Lothringen-Luxemburg-Westpfalz macht man sich Gedanken über einen S-Bahn-Ringverkehr Saarbrücken-Trier-Luxemburg-Metz, um die Großstädte dieser Region, die zu einer „Kernregion Europas" werden soll, besser zu verbinden. Von der gleichen Stelle aus, dem „Institut für regionalpolitische Zusammenarbeit in innergemeinschaftlichen Grenzräumen", wird gefordert, daß die Universitäten in Metz, Nancy, Saarbrücken, Trier und Kaiserslautern sowie die universitären Institute im Großherzogtum Luxemburg und im belgischen (ursprünglich deutschsprachigen!) Arlon/Arel eine „europäische Universität" bilden. Wer etwas historische Kenntnisse hat, wird wissen, wie künstlich und zufällig die Grenzen in diesen Räumen gezogen wurden. Geopolitische Grundlagen scheinen bei einiger Vernunft doch immer wieder sich bemerkbar zu machen.

Grenzüberschreitendes am Oberrhein

Am Oberrhein wurde zwischen Sasbach und Markolsheim in den ersten Septembertagen eine Straßenbrücke über den Rhein eingeweiht als Ersatz für die Schiffsbrücke, die etwas über 100 Jahre den Dienst geleistet hatte. Es fehlt noch ein guter Anschluß an die Rheintalautobahn. Das Bauwerk ist zu gleichen Teilen von beiden Ländern finanziert worden.

Es sei bei dieser Gelegenheit an die verschollene Schrift eines weitsichtigen Mannes namens Storz erinnert, der bedauerte, daß der Rhein durch die Regulierung viel stärker eine Schranke geworden ist als er es früher bei seinem freien Laufe war, und der zahlreiche Brücken über den Fluß forderte, zugleich eine kürzere Verbindung von Straßburg nach Stuttgart über Oberkirch mit Hilfe eines Tunnels. Die Eisenbahnlinien zeigten zu sehr noch die alten landesherrlichen Grenzen von vor 1870 an, wo Eisenbahnlinien unter Umständen an der „Grenze" aufhörten.

Hinüber und Herüber

Charles Brand, neuer Bischof von Straßburg

Am 20. Oktober 1984 wurde der bisherige Erzbischof von Monaco, Charles Brand, als Nachfolger von Bischof Arthur Elchinger im Straßburger Münster eingeführt. Er wurde 1920 zu Mülhausen als Sohn einer aus dem Sundgau stammenden Arbeiterfamilie geboren und wurde 1940 mit dem gesamten Straßburger Priesterseminar nach Clermont-Ferrand evakuiert, wo er 1943 zum Priester geweiht wurde. Das Priesterseminar wurde während der Kriegsjahre vom zukünftigen Bischof Elchinger geleitet, seit damals war Charles Brand dessen enger Mitarbeiter.

Am 21. Oktober stand er auf dem Odilienberg dem Gottesdienst vor und hat dort auch einige Worte in der Sprache des Landes, wohl seiner Sundgauer Mundart, gesprochen. Dazu schreibt der „Volksfreund" (auf französisch): „In seiner Ansprache auf dem Odilienberg hat Mgr Brand einige Worte in der Mundart für diejenigen gesprochen, die nicht französisch verstehen. Moseigneur! Alle waren sicher glücklich und stolz, Sie Mundart reden zu hören. Fast alle Elsässer verstehen heute das Französische, aber sie hängen in großer Zahl an ihrer Muttersprache, die oft ihre tieferen Gefühle besser ausdrückt. Sie gehören zu uns. Ermutigen Sie uns, unsere Sprache zu bewahren, indem Sie diese selber gerne öffentlich sprechen! Die Elsässer werden Ihnen dankbar sein, ob sie das Französische verstehen oder nicht.„

Städtefreundschaft Babenhausen / Buchsweiler

Unser Landsmann, Prof. Dr. Schöneich in Bad Vilbel, der seit dem Tode von Dr. Hallier die Bibliothek der Erwin von Steinbach-Stiftung betreut, wurde für seine Verdienste um die Städtefreundschaft zwischen Buchsweiler und dem hessischen Babenhausen mit der Silbernen Medaille der Stadt Babenhausen geehrt. Wir gratulieren ihm und Herrn Matt zur wohlverdienten Auszeichnung. Möge diese Partnerschaft ihre Früchte tragen. In seiner Dankrede stellte Professor Schöneich u.a. fest:

„Mit Bewegung blicke ich zurück auf die vergangenen Monate: am 8. Juli fand der erste Akt der Städteverschwisterung in Buchsweiler (amtlicher Name heute: Bouxwiller) statt, und gestern (2. Sept. 1984) in Babenhausen der abschließende zweite. (Dabei wurde Herrn Matt aus der elsässischen Partnerstadt und mir die besondere Ehre zuteil, mit der Silbernen Medaille der Stadt Babenhausen ausgezeichnet zu werden.) . . .

Auf die zeitgemäße Erneuerung der alten Verbundenheit der beiden „hanauischen" Residenzstädte Babenhausen und Buchsweiler haben wir, hüben und drüben, seit 16 Jahren gehofft und hingewirkt. Nun ist es in feierlicher Form Wirklichkeit geworden. Nächst dem Herrn und Lenker der Geschichte gebührt dafür Dank den zuständigen kommunalen Instanzen, die sich für die Verwirklichung dieses aus der Begeisterung der Lokalhistoriker entsprungenen und von weiten Kreisen der Einwohnerschaft angenommenen Gedankens gewinnen ließen und ihn nun so schön verwirklicht haben: einer der vielen kleinen (so unscheinbaren und doch so wichtigen) Schritte auf dem Weg zum Frieden zwischen den Menschen und Völkern des (bei der Feier mit Recht angesprochenen) „Abendlandes" (und d.h. für uns am nächsten liegend: der Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland).

Ich selbst durfte am 8. Juli in Buchsweiler im evangelischen und am 2. September in Babenhausen im katholischen Gottesdienst die Orgel spielen.

Der Feier war, einige Wochen zuvor, die Eröffnung des Buchsweiler „Centre culturel Marie Hart", der Feier in Babenhausen tags zuvor die Einweihung der erneuerten Stadthalle vorausgegangen, in deren Empfangsraum die Stadtwappen von Babenhausen und Buchsweiler in künstlerisch anspruchsvoller Gestaltung zu sehen sind." Dr. Friedrich Schöneich

GNADE MIT IM SPIEL

Geistbedrängendem Gestalten
quellen Vers um Vers hervor,
und es lauscht dabei verhalten
aufmerksam das innere Ohr.

Bild, Gefühl in hellen Zügen;
und ist dann erreicht das Ziel,
blieb doch alles kunstvoll Fügen,
wär nicht Gnade mit im Spiel.

Robert Christian Bittendiebel
aus: „Die Sommerschaukel"
Gedichte, 1984

Emil Baas gestorben

Am 4. Juni 1984 ist in Straßburg der Professor und Schriftsteller Emil Baas gestorben. Dieser im Katholizismus wurzelnde Kulturphilosoph hat seine Gedanken in der Zeitschrift „Elan" und in einigen auf Französisch geschriebenen Veröffentlichungen niedergelegt. Baas war 1940 in Innerfrankreich geblieben und war einer der ersten, der nach 1945 bemerkenswerte Gedanken zur elsässischen Frage, die während des Krieges schon entstanden waren, der Öffentlichkeit übergab („Situation de l'Alsace"); er spürte, je länger desto mehr, die elsässische Eigenart, ich las ihn gleichzeitig wie die „Psychoanalyse de l'Alsace" des Protestanten Frédéric Hoffet und muß sagen, daß er in seinem Wort tapferer war als dieser. Er war ein Elsässer, der das rechte Wissen über das Elsaß hatte, dieses aber nicht in die Tat umsetzen konnte. Kann das, was er zuletzt ausdrückte, noch aufrütteln helfen?! me

Deutsch im Elsaß

Am 9. August dieses Jahres hielt Michael Ertz, Eppingen, vor dem Freideutschen Kreis Heidelberg, der aus der bündischen Jugend sich ableitet, und Freunden aus anderen Landstrichen (z.B. auch Dr. Max Rehm, Ludwigsburg) auf dem Stettenfels bei Heilbronn, dem Wirkungsort unseres elsässischen Landsmannes, Dr. Fritz Spieser, eine Einführung in das elsässische Schrifttum von heute. Seine Ausführungen gipfelten in der klaren Aussage, daß die Deutschen in der Bundesrepublik eine Verantwortung dafür haben, daß im Elsaß und in Deutschlothringen die einheimische Sprache nicht ganz verlorengeht.

Frucht eines Lebens

Fortsetzung von Seite 6

schaukel überm Ried", Lyrik, die aus Freude niedergeschrieben wird und bei dem, der sie liest oder hört, einen Gleichklang der Gefühle schaffen will. In den Gedichten, die manchmal wie ein leichter Hauch hingeweht sind, übersinnlich metaphorisch andeutend und doch ganz der Welt hingegeben, nur so hingeworfen, mit feiner Ironie dahergesagt, impressionistisch heiter, aber doch wieder voll praller Erdenkraft, fast absichtslos gesagt, vom andern aber verstanden und in sich zum Klingen gebracht, musikalisch getönt, getragen von gegensätzlichen Bildern und Erlebnissen in ihrer Komposition, gelingen Wortbildungen und Satzfolgen, die beeindrucken und überzeugen, gerade in ihrer Einfachheit, wie „heiter-blau", „zartseiden", „hellgeschäftig", „winterkahl", „herzläuternd", „frohquellend", „starre Stille überkrönt", „wie es blüht und glüht", „in uns ruht das Wunder", „üppiggrüne Blätterwelt", „sonnighelle Mittagsstille", „buschigschmucke Baumkulissen", „der Sommer keltert seelenhell gelassen unbewußt", „an gespreizten Stengelspitzen", „der Gewässer silber Blinken", „heile Schöpfung, die in sich den Segen trägt".

Alles ist positiv ausgedrückt, ist dem Leben, der Natur verbunden, in aller Gelassenheit wird viel Trost und Glauben vermittelt. Und dazu kommen auch treffende Gedanken: das Münster in der Ferne wird mit dem himmlischen Jerusalem verglichen, Heu und küssen werden, wie bei André Weckmann, assoziiert, das Heimatliche wird ganz zart nur angedeutet („Bauerngarten"), es steht aber hinter allem. Auffallend wie gelb als Farbe immer wiederkehrt („gelbe Rose"), ähnlich wie bei dem Maler van Gogh, wir spüren etwas vom letzten Sinn des Gottesdienstes und des Betens (in „Wochenendvesper"). Vieles in der Formulierung erinnert an Goethes Abendlied, es ist einfach als Gedanke in die Feder geflossen. Wunderschön, wie Hoffnung in dem Gedicht „Die Verheißung" aufleuchtet und wie sie der Versöhnung synonym wird. Meisterlich das Gedicht „Theodor Fontane", da ist alles drin: das Leben dieses Menschen, das Land Brandenburg, sein Stil, die Weisheit —, und dann vor allem das letzte Gedicht der Reihe: „Gnade mit im Spiel", das in der letzten Strophe so endet

„Bild, Gefühl in hellen Zügen;
und ist dann erreicht das Ziel,
blieb doch alles kunstvoll Fügen,
wär nicht Gnade mit im Spiel."

Kann man etwas Besseres, Schöneres als dieses über sein Leben stellen? Ein einziges mundartliches Gedicht steht unter diesen 52 („Summertraim"), es kommt einem populärer, handfester vor, das Hochdeutsche, das Bittendiebel auf einmalige Weise handhabt, ist feiner, erhabener, zarter. Auch hier ist wieder Staunen erlaubt über das, was auch heute noch im Elsaß möglich ist, was dort noch schlummert. Ein melancholisches und trauriges Gefühl überkommt einen im Wissen über das, was dort in unseren Tagen verlorengeht, verschleudert, bewußt vernichtet worden ist. Zorn überkommt einen, wenn man daran denkt. Bittendiebel sollte im Elsaß, sollte auch in der Bundesrepublik, im ganzen deutschen Sprachgebiet noch mehr bekannt werden. Wer sich selber oder Freunden eine Freude machen will, der greife nach diesem schmalen Bändchen mit diesen erlesenen Gedichten. me